



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Anzengrubers Dorfgeschichten.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Tadelsworte über das richtige Ziel hinaus geschossen haben. Bei beiden entstammten sie jedoch einem edeln Triebe, durch den sie bewiesen haben, daß sie ihrer Zeit vorausgeeilt waren. Auch über diesen Punkt kann uns nur die Geschichte belehren, diesmal aber nicht die deutsche, sondern die römische, deren Kulturarbeit von unsern Juristen aufgenommen und fortgesetzt worden ist.

(Schluß folgt.)



## Anzengrubers Dorfgeschichten.



Seit seinem zweiten Romane „Der Sternsteinhof“ ist Ludwig Anzengruber auch als Meister in der Erzählungskunst anerkannt. Man darf nun nicht mehr wie vor mehreren Jahren beim Erscheinen seines ersten Romanes „Der Schandfleck“ sagen, daß er ein Erzähler aus Verlegenheit sei, Erzähler deswegen, weil er unter den ihm ungünstigen Wiener Theaterverhältnissen nicht als Dramatiker fortschaffen könne und die entbehrungsvolle Feierzeit mit der Dichtung leicht verwertbarer Kleinigkeiten ausfüllen müsse. Vielmehr muß man auch in seinen neuesten kleinern Erzählungen, die kürzlich erschienen sind: *Wolken und Sonnenschein*, *gesammelte Dorfgeschichten* (Stuttgart und Berlin, Spemann, 1888), den reifen, seiner Ziele sich bewußten, Form und Technik der Erzählung beherrschenden Meister der Kunst anerkennen. Man wird von den dreizehn Geschichten dieses Bandes die eine oder die andre persönlich vorziehen oder künstlerisch höher schätzen, wie sie ja auch in der That von ebenso verschiedenem Werte als verschiedener Färbung sind, allein man wird vielleicht nur eine einzige der Geschichten („Die Heimkehr“) missen wollen, wenn man sich nicht etwa auf den Standpunkt der höhern Töchterschule stellt. Von diesem Standpunkte aus wird man freilich niemals zu Anzengruber gelangen.

Wie nicht anders zu erwarten ist, ist die Technik des Erzählers Anzengruber von der des Dramatikers wesentlich gebildet, unterstützt, gefördert worden. Einzelne Stücke der neuen Sammlung muten ganz wie Dramenskizzen an. Der vorwiegende Dialog hat auch in diesen Erzählungen einzig den dramatischen Zweck, die Charaktere sich selbst offenbaren zu lassen. In jeder Geschichte beinahe steigert sich die Spannung des Lesers bis zu einer großen, ausgeführten, schon rein pantomimisch und stumm, für das Auge allein wirksamen Szene, ganz nach Art eines Bühnenwerkes. Und auch hier in den Dorfgeschichten ist es Anzengruber ausschließlich um die Gestaltung der Charaktere, um die sorgfältige Mott-

virung der Handlungen zu thun, während er alles Beiwerk, wie Landschafts-  
schilderung, Stimmungsmalerei und dergleichen Liebhabereien moderner Erzähler,  
verschmäht. Allein wie dramatisch auch die Geschichten anmuten, man wird  
überall eine innere Notwendigkeit erkennen, die den Dichter zwang, seine Er-  
findung episch und nicht dramatisch darzustellen, sei es, weil die Hauptzene  
nicht bühnenmöglich ist oder weil die Fabel zu klein fürs Drama ist oder weil  
sie eine rein epische Entwicklung nimmt, und eben in dieser stets wohlbegrün-  
deten Wahl der Form bekundet sich Anzengrubers klares künstlerisches Bewußt-  
sein. Mit der Reife zur Meisterschaft der Form ging in ihm aber auch eine  
allgemeine Vereblung vor. Man wird ihm jetzt nicht nachsagen können, daß  
er sich einseitig „katechetisch,“ antikirchlich=polemisch verhalte; nur in zwei Ge-  
schichten werden seine Lieblingsmotive, die Satire auf frömmelnde Heuchelei und  
der Gegensatz zwischen Dogma und Wirklichkeit, berührt. Alle andern Geschichten  
sind frei von solcher polemischen Tendenz, sind sich selbst genügende Fabulirungen  
einer künstlerischen Phantasie zu rein dichterischen Zwecken. Die harmlosesten  
Schwänke des Buches sind zugleich aufs kunstvollste erzählt. Aber sehr gern  
schlägt Anzengruber einen munter lehrhaften Ton an: es ist die Lehrhaftigkeit  
aller volkstümlichen Erzähler, welche ihre Geschichten einem bäuerlichen Pu-  
blikum, nur wenn diese sehr spaßig sind, bloß ihrer selbst wegen zu erzählen  
wagen, hingegen die traurigen Geschichten zu Nutz und Frommen des gespannt  
aufhorchenden Zuhörerkreises vortragen, auf daß er sich vor Schaden an Leib  
und Seele warnen lasse oder ein Beispiel dran nehme. Wie glücklich Anzen-  
gruber diesen volkstümlichen Ton anzuschlagen weiß, ist aus seinen Dramen  
bekannt; niemals aber hat er alle aufklärerische Bildung mehr überwunden, als  
in diesen jüngsten Dorfgeschichten. Seine Sprache ist überreich an Bildern, die  
immer der bäuerlichen Sphäre entnommen sind, und in ihrer Anschaulichkeit  
wirkt sie so unmittelbar, wie kaum die Sprache eines andern deutschen Schrift-  
stellers der Gegenwart; sie scheint nicht zum Lesen, sondern zum Vorlesen, zum  
Anhören bestimmt zu sein, so sinnlich kräftig ist sie, so wohlklingend in ihrem  
Dialekt. Gern legt Anzengruber auch die Erzählung einer charakteristischen  
Figur in den Mund, um neue, eigne Wirkungen zu erzielen oder um der an  
sich minderwertigen Erfindung einen besondern Reiz zu verleihen, oder er giebt  
ihr einen Rahmen, es wird ihre Wirkung auf Zuhörer geschildert, was zur  
Steigerung der Spannung und auch zur Veranschaulichung des wohlwollenden  
fabula docet nicht wenig beiträgt. So z. B. gleich im ersten Stück der Samm-  
lung: „Gott befohlen! (Zwei Geschichten in einer).“

Da sitzen im Pfarrhofgarten der alte, milde, welterfahrene Dorfpfarrer  
und sein junger, erst seit wenigen Tagen ihm zugeteilter Kaplan, ein schneidiger,  
auf seine Seminarweisheit pochender Gottesstreiter, in munterem Gespräch bei-  
sammen. Der Kaplan hat etwas auf dem Herzen, er ist durch einige Oppo-  
sitionsmänner seines Vorgesetzten gegen diesen eingenommen worden. Man hat  
Grenzboten II. 1888.

ihm mitgeteilt, daß der alte Herr zu lau und nachsichtig gegen gewisse Leute im Dorfe sei, die nie in die Kirche noch zur Beichte kommen wollen. Der Pfarrer kennt diese Vorwürfe und hat sie bisher still geduldet, dem Gehilfen aber muß er seinen Standpunkt klar machen. Gegen die Forderung, die zwei Kirchenflüchtlinge, um die sich der Streit dreht, mit Zwang zum Kirchenbesuche anzuhalten, braust der alte Herr auf: „Soll s' etwa der G'meind'wächter in die Kirche eskortirn? Lieber gleich Juden und Heiden auch, wenn mer schon z'sammentreiben wollen, wems Christentum eingeht wie'm kranken Roß die Medizin! Kennen eh' g'nug Heuchler h'rum, soll mer noch welche dazu züchten? Wo denkens denn hin, Meißeder? 's mögen g'nug Sonntags in der Kirche h'rumlummeln, die lieber im Wirtshaus säßen, doch ich kann nit jedem ins Herz schaun; könnt' ichs und läset' bei ein'm drein die wunderlichen Heiligen: Goldner Hirsch, Roter Adler und Brauner Bär, so jaget ich 'n zum Tempel h'naus; daß ich mir aber welche ins Gotteshaus lab', für die d' heilig' Handlung ohne Sinn und mein' Predigt leer' Wort wär', das vertragt sich weder mit meiner Amtswürde, noch mit der Ehrfurcht vor dem, dem ich nach schwachen Kräften, aber immer ehrlich dien'. Daß wir uns nur auch ganz verstehen, mein lieber Meißeder, man wird Ihnen was von der Wahrung der Autorität vorgeplauscht haben, nun, um die wär' es da wohl arg bestellt, und sie artet' in wahre Hochfahrt aus, wenn wir mehr richten wollten, als unser himmlischer Oberer selbst, und machten, daß einer nit 'n Herrgotten z'lieb zur Kirche lauft, sondern weil er Verdruß mit 'm Pfaffen fürcht't, das wär' just so, wie oft mit 'n Kindern, die mir d' Hand küssen und sich dabei am geistlich'n G'wand, dem die Ehr' gelten soll, die Nase putzen; darum verlang' ich auch von den Bäuerinnen, daß sie s' fröhern schneuzen.“ Bei diesem drastischen Gleichnis lacht der junge Kaplan, und nun erzählt ihm der Pfarrer die drollige Geschichte der Lotteriesepherl, welche der eine Kirchenflüchtling ist, den der weisere Seelenhirte zu bemeistern aufgegeben hat.

Die Sepherl war ein anstelliges, arbeitames Weib, welches seine ganze Existenz dem „Lotterietüfel“ zum Opfer brachte. Sie setzte in einem fort, wie von Wahnsinn getrieben, in die Lotterie, natürlicherweise hatte sie höchst selten Glück im Spiel. Gewann sie aber zufällig ein bescheidenes Ambo (zwei Nummern), so steigerte dies nur ihre Leidenschaft, das Glück zu ertrogen. „Ein's Abends [wir müssen den Pfarrer wieder selbst reden lassen, seine Sprache läßt sich nicht ersetzen, noch beschreiben] fällt ihr ein, da sies schon vergebens mit ihrer heiligen Namenspatronin und 'n vierzehn Nothelfern und der heiligen Korona, der Schatzbewahrerin, und 'm großen Christophel und wer weiß mit wem sonst noch allen versucht hat, 'n lieben Herrgott selbst direkt um 'n Terno anz'gehn und ihn z' bitten, daß er ihr die drei sichern Nummern in der nämlichen Nacht möcht' träumen lassen.“ Richtig träumt sie drei Nummern: „und daß sies ja nit vergißt, hat s' mit ein'm Blei die drei Ziffer auf ein' Bettel

hinkritzelt, und dann sich wieder niederduckt und weiterg'schlafen, bis der Morgen grau wird. Nun und da war ihr erst's, daß sie den Zettel nimmt und zur Thür hinrennt, 's is eine, wo die obere Halbscheid alleinig für sich in Angeln hängt, sie stößt die auch auf und will grad' die drei Glücksnumero lesen, sie is weitsichtig, und wie s' just die Hand mit 'm Papierl von sich streckt, treibts Nachbars jüngster Bub' die Geißen vorbei, und ein so Vieh mocht' glauben, der Zettel wär' eine Leckerei, die ihm d' Alte anbiet't. Ich weiß nit, hat die Geiß wirklich ein Gusto draufg'kriegt oder wollt' sie sich durch ein Refüs für ein andermal nit d' Rundschaft verderb'n und affektirt nur d' Gnaschige — kurz, hast's nit g'sehn, hat s' 'n Zettel zwischen d' Zäh'n und auch schon unten.“ Die Alte schlägt darauf gewaltig Lärm und verlangt vom Bauern, dem die Ziege gehört, nichts weniger, als daß er das Tier schlachte und aus dem Magen den Zettel hole. Der Bauer lacht sie natürlich aus und überzeugt sie, daß dies wohl nutzlos wä're, sie beruhigt sich, erinnert sich der aufgeschriebenen Biffen, zwei weiß sie ganz genau, nur über die dritte bleibt sie im Unsichern, setzt aber doch alle drei in die Lotterie. Allein ein Narr macht zehn andre. Die Bäuerin ist von der fixen Idee der Sepherl ergriffen worden, und sie läßt den Mann nicht eher in Ruhe, als bis er ihr in aller Stille die arme Ziege schlachtet, um aus deren Magen die Glücksnummern herauszufuchen. Da das Gefinde acht Tage lang zur Ziegenfleischkost verurteilt wird, erfährt das ganze Dorf den spaßigen Vorgang und Sepherl auch. Sie aber lacht nicht darüber, „ganz kreuzsichtig war sie und hat ausgeschrien, wie der Bauer sie betrügen wollte. Heut trägt sie es ihm noch nach und sollt' eigentlich froh sein, daß ihr der verständige Bauer die Kosten erspart und die unverständige Bäuerin sogar drauf gedrungen hat, daß nachgewiesen würd', wie unnötig das Geld aufgewandt wär'. Und der Zufall hat gewollt, daß die zwei sichern Nummern herauskommen und das Dritte unsichere um paar Augen drüber oder drunter g'fehlt war, und da hat sich die Alte von unserm Herrgott »g'frozelt« g'fühlt und ist seither mit ihm kaché, denn das hat ihr für ausg'macht gegolten, daß unter seiner Zulassung der Teufel in die Gaiß g'fahren wär' und ihr den Poffen g'spielt hätt'. Reden S' mit so Leuten, die frei glauben, der Herrgott führet 'n Satan an einer Ketten mit ihm, zum Leuterschrecken und G'schöpfsekkir'n, sodas in ihr'n Augen unser Herr und der Gottseibeins schier ein G'sicht krieg'n. Ich bitt' Sie, lieber Meißeder, recapituliren Sie 's Ganze noch einmal, es liegt Humor drin. Es giebt manche Wege, die unglückliche Menschen von Gott ablenken, und wann ich auf so ein'm jemand hintaumeln seh, bin ich der letzte, der lacht, aber da kann man doch nit ernst bleiben, wo 'n Wesen auf ein' wahren Knüppeldamm für d' g'unde Vernunft durch d' Lottokollektur stolpert und mit 'm Schöpfer hadert, weil der nit 'n »Mathematikprofessorn« Konkurrenz macht.“

Der Kaplan kann dem Pfarrer nicht Unrecht geben, und nun will er die

Geschichte des andern Kirchenfeindes hören. Da verweist ihn der Alte an die Quelle, er muß sie sich vom Holzknecht selbst erzählen lassen, dessen Verzweiflung an Gottes Güte ganz andre Gründe hat. Der Kaplan geht denn auch zum Dorfe hinaus, nach der entlegenen Hütte des armen Gottverlorenen, und bereitet sich auf eine glänzende theologische Disputation nach allen Regeln der Kunst vor. Aber schon nach dem ersten Versuche mit dem in schlichem Schmerze aufschauenden Greis bleibt der junge Mann stecken. Dieser erzählt ihm kurz, aber erschütternd seine Geschichte, die ihn zum Zweifel an Gott geführt hat. Er hat einen Sohn gehabt, der Bube kletterte leidenschaftlich gern auf den Bergen umher, so streng er auch gehalten wurde. Einmal rutschte er von einer steilen Wand so unglücklich herab, daß er an einem Aste über einem Abgrunde hängen blieb. Der Vater, der den lange ausbleibenden zu suchen ging, kam gerade hinzu, wie der Knabe sich in dieser Lage befand. Aber o Sammer! er hatte weder eine Stange noch einen Strick, sie dem in der Tiefe hängenden Sohne zu reichen. In wahnsinniger Angst eilte er ins Dorf, um Rettungsmittel zu holen, als er mit diesen zurückkam, war der schwache Ast, der den Knaben hielt, gebrochen und dieser selbst als Leiche in der Tiefe. Diese Geschichte wird mit einer so hinreißenden Kraft und zugleich Schlichtheit erzählt, daß wir gern daran glauben, daß der junge Kaplan ein für alle mal kurirt nach Hause ging.

Diesen religiös-skeptischen Charakter trägt nur noch die vorlezte Geschichte des Buches: „Ein Mann, den Gott liebt,“ eine satirische Skizze eines jener Charaktere, die man schon aus andern Dichtungen Anzengrubers kennt: die häuerliche Frömmigkeit, welche die Erfolge ihrer eignen rücksichtslosen Selbstsucht als offenbare Begünstigung von Gottes Gnade auffassen, wie z. B. aus dem Meineidbauer.

Die andern Geschichten sind nicht satirisch tendenziös, sie wirken nur durch die Macht der Darstellung, also rein künstlerisch. Die vier Geschichten: „Unter schwerer Anklage,“ „Eine Geschichte von bösen Sprichwörtern,“ „Die Heimkehr“ und „Wissen macht — Herzweh“ können zu der Klasse der Kriminalnovellen gezählt werden. Wie aber hat sie Anzengruber geadelt, indem er uns seine von ursprünglicher Kraft strogenden Menschen vorführte! In der ersten ist wieder vom Lotterieteufel die Rede. Dieser hat die Ehe der Kleinhäuslersleute Peter und Rosalia Kirninger zerstört: sie setzte in die Lotterie, was sie nur erübrigen konnte, und er warf sich aufs Trinken; so löste Zwietracht die alte Liebe beim Paare ab. Ein naher Anverwandter, ein „Stromer,“ hatte das Weib zum Spiele verführt, dem er selbst opferte, und wurde deswegen von Peter gehaßt. Da wird dieser Stromer einmal als Leiche im Walde gefunden, und der Verdacht, ihn ermordet zu haben, lenkt sich auf Peter. Nun lese man alle die Szenen: der Verhaftung, des Verhörs durch den jungen, schneidigen Untersuchungsrichter, der die erste Gelegenheit, sich durch einen bedeutenden Fall aus-

zuzeichnen, mit Eifer ergreift; wie ferner die Anzeichen der That sich alle zu Ungunsten Peters schließen, bis sein Weib Rosalia in die Handlung eingreift. Was sie auch gegen Peter auf dem Herzen haben mag — sie hatten sich gerade gezankt, als ihn der Gendarm zu Gericht holte, und sie hatte in ihrem Zorn hingeworfen, es wär ihr schon recht, wenn sie ihn auf zwei, drei Tage einsperreten — jetzt, wo sie den Ernst der Lage erkennt, bricht ihre Liebe durch, und die ganze mutige Entschlossenheit ihres Wesens offenbart sich. Ungerufen eilt sie zu Gericht, denn ihr Peter kann ja kein Mörder sein. Und am Stiel der fatalen Hacke entdeckt sie einen schmutzigen Lotteriezettel, den niemand beachtete, weder der Adjunkt, noch der Peter, und mit diesem Zettel beweist sie die Unschuld ihres Mannes. „Sie faßte darnach und im nächsten Augenblicke gellte ein wilder Schrei, der aber nach maßloser Freude klang, durch das Gemach. Dann sank Kofl neben dem Tische in die Kniee, und mit beiden Händen an eines von dessen Beinen sich anklammernd, begann sie abwechselnd laut zu schluchzen und zu lachen, mitten darunter blickte sie mit den thränenden, freudig funkelnden Augen zu den Beamten auf und rief ein über das andre mal: »Ich bin nit närrisch, Herr! Obwohl 's wär kein Wunder! Nur a bissel laßt Zeit, Herr. Gleich kann ich wieder weiter reden!« Das sind Ausbrüche Anzengruberscher Ursprünglichkeit.

Nicht minder schön und gleichfalls in einer höchst dramatischen Szene gipfelnd ist die Geschichte „Wissen macht — Herzweh.“ Das Schicksal der heimgekehrten Sträflinge auf dem Dorfe ist oft und auch, wenn wir nicht irren, schon von Anzengruber selbst (im „Schandfleck“) geschildert worden. Hier behandelt er einen ähnlichen Fall. Ein junges hübsches Bauernmädchen war in der Stadt bei einer reichen, aber leichtfertigen Frau in Dienst. Dieser ging eine kostbare Nadel verloren, und sie beschuldigte das Mädchen ungerechtere Weise des Diebstahls. Das Mädchen wurde verurteilt, auf viele Monate eingesperrt, bis ihre Unschuld durch den zufälligen Fund der Nadel an den Tag kam und sie aus dem Gefängnis entlassen wurde. Aber keine Entschädigung wurde ihr zu teil, keine öffentliche Ehrenrettung, nicht einmal ein Schein darüber, daß sie unschuldig verurteilt worden sei, und doch schreiben die Beamten Zettel genug in allen Ämtern. Das Mädchen in seiner unbefangenen Jugend und überquellenden Freude an der Freiheit kümmerte sich auch weiter nicht um solche Formalitäten, sondern eilte fröhlich in das heimatische Dorf zurück. Da heiratete sie einen jungen, hübschen Bauern, den Philipp Moser, und lebt schon zwei Jahre in glücklicher Ehe mit ihm. Ein wohlhabender Dankel in einem nahegelegenen Dorfe erhöht durch seine Besuche, seine Artigkeit und durch die Aussichten, die er dem jungen Paare auf seinen stattlichen Besitz für den Fall seines Todes eröffnet, ihr Glück. Mit einemmale aber hören die Besuche dieses guten Dankels auf, sodasß jene stutzig werden und Paulin, sein Liebling, macht sich (was für Bauern immer ein Ereignis ist) auf den Weg zum Besuch.

Nach der üblichen Einleitung befragt sie den Alten wegen seiner überraschenden Kälte, und da er mit leeren Wendungen nicht ausweichen kann, so erklärt er ihr rundweg, daß er mit einer Zuchthäuslerin nicht verkehre. Paulin ist gedemütigt und kehrt still nach Hause zurück. Philipp fragt nun seinerseits, warum der Onkel seine Besuche eingestellt habe, Paulin will es ihm nicht sagen, kein Überreden, kein Drohen, kein Bitten bringt sie dazu — auf die glückliche Ehe ist der erste Schatten gefallen. Aber dem jungen Bauer läßt die Unwissenheit keine Ruhe und er macht sich auf, den Onkel selbst zu befragen. Dieser weicht wieder aus, Philipp drängt. Der Alte sagt: „»Philipperrl, sei g'scheit! Glaub du mir altem Mann, es is just zu dein'm Glück, wann ichs Maul halt! Schau, a Beichtvater sagt ja nit 'n Monleuten d' Weib'sünden und umgekehrt, und manch Paarl, wo ein'm oder 'm andern 's Wissen viel Kopfweh machet, lebt vergnügt sein' Tag' weiter.« — »A Beichtvater laßt sich aber auch niz vor 'n Leuten merken, er geht sein' Beichtkindern nit aus 'm Weg, sodas mer von kein'm weiß, daß 's überhaupt was z' wissen gab!« — »Traurig g'nug,« sagte aufseufzend der Alte, »wie recht du hast, daß ich zu kein Beichtvater taug!«“ So wird der bäurische Stolz des Alten zu seiner Schuld an dem hereinbrechenden Unglück. Denn so ungeschickt ist seine diplomatische Kunst, daß er den jungen Ehemann nur noch mißtrauischer gegen das Weib stimmt, es kommt zwischen Onkel und Neffen beinahe zur Kauferei, bis Philipp endlich das Geheimnis kennt. Nun jagt er spornstreichs zurück nach Hause, der Alte mit, um eine Dummheit zu verhüten, nachdem er selbst eine gemacht hat. Wütend wirft er dem bisher so geliebten Weibe die Zuchthäuslerin an den Kopf, und Paulin, im ersten Sturm der Verzweiflung, unfähig, ihm ihre Unschuld zu beweisen, geht hin und stürzt sich ins Wasser.

Die dritte Gruppe von Geschichten kann als die der Schwänke bezeichnet werden: „Der Schatzgräber,“ „Liesel, die an den Teufel glaubte,“ „Für d' Raß,“ „Wenn es einer zu schlau macht,“ „'s Moorhofers Traum“ und „Mit gehn than thats“ gehören hierher. Die ersten zwei sind wieder köstliche Beiträge zur Psychologie des bäurischen Teufelsglaubens. Der „Schatzgräber“ ist eine Erzählung, die von einem bekannten Aufschneider im Wirtshaus vorgetragen wird; die Wirkung auf die Gäste ist kein geringer Teil des in ihr sprudelnden Humors. Zum Gruseln erzählt da einer von einer Begegnung mit dem leibhaftigen Teufel beim Ausgraben eines mit Silberlingen gefüllten Topfes, und ohne seine noch seiner Kinder Seele zu verschreiben, hat er des Teufels Mithilfe erlistet.

Eine Geschichte, die auch Rabelais hätte vortragen können, so verbkräftig ist sie und doch so reich an Poesie, ist die von der „Liesel, die an den Teufel glaubte.“ Liesel ist jetzt eine einsame, ledige, verwiterte, runzlige alte Bäuerin, die von den Dörflern als Kuriosum belächelt wird, weil sie wahrhaftig an den Teufel glaubt und andern die Überzeugung von seiner Existenz beizubringen

bemüht ist. In ihrer Jugend, da sie noch hübsch und munter war, hatte sie auch einen Schatz, den Ferdl, einen gutmütigen, weichen Burschen. Nur ein einziges mal wurde er eifersüchtig, das war, als der Bergerfranz, ein kecker, unternehmender Mensch, der eben auf Urlaub vom Militär heimgekehrt war, auf der Kirchweih mit der Liesel viel tanzte. Um den Beweis ihrer Aufrichtigkeit zu erlangen, forderte er von ihr eine Gunst, die sie ihm vor der kirchlichen Verbindung keineswegs gewähren durfte. Es geschah dies gerade am Tanzabend selbst, als die beiden aus dem heißen Lokale ins Freie gingen, um frische Luft zu schnappen. Mit Mühe und Not erwehrte sich Liesel seinem Anbringen und trieb ihn ins Wirtshaus zurück. Und nun mag sie uns die Geschichte weiter erzählen: „Wie ich noch, erhitzt und zerrauft, mich auf der nämlichen Stell' verweil', mir 's Haar glatt streich' und 's G'wand aufgleich streif', setzt sich auf einmal wer neben meiner. Wie ich auffschau, wars der Bergerfranzl. Ich hab'n nit herankommen g'hört, und da sitzt er mit eins, wie vom Himmel g'fallen, oder rechter g'sagt, wie aus der Höll' aufg'stiegn, mir ganz nah; ich bin von ihm hinweg g'rückt, denn ich hab' ihn g'fürcht't, es war mein Gedanken, da sitzt hirt anstatt des Ehrlich'n a Spigbub, und doch hat mir's gleicherzeit in Fausten g'juckt, und ich hätt' mich an ihm, der an 'n Verdruß und all'm andern schuld war, mit Lust vergreifen mögen. So weniger wollt' ich mich eing'schüchtert zeigen, und frag'n rash: »Was willst denn du da?« Er is aber dö Antwort schuldig g'bliebn, weist über die Wiesen nach 'm Wirtsgarten und sagt: »War das nit der Seelhofersferdl, der da g'rad' von dir weg'gangen is?« Drauf deut' ich nur mit finstern G'sicht ja. No sagt er wieder: »Der is auch nit g'scheit!« Sagt's aber gleichsam, als möcht er mich darüber bedauern. Red't mer weiter zu Gehör, wie er das nit zuweg' brächt, von einer schmucken Dirn, wie ich eine wär', so — kein'm z'lieb und beiden z'leid — fortzugehen. No, säß ich da, und wie mir sei und wonach mir wär', blieb ungefragt und ungesagt, sollt ich aber etwa lieber, wie wieder unter d' Deut', nach Haus gehn wolln und nur 'n Weg scheuen, weil mich d' Fuß' vom Tanzen schmerzen, so wär er da und im stand, mich auf 'n Händen durchs Mais bis heim z' tragen, und das ließ er sich nit nehmen. Dabei lacht er und rückt ganz nah auf mich zu. Ich schrei: »Rühr mich nicht an!« Da legt er aber schon Hand an mich, und ich schlag ihn mit beiden Fausten in's G'sicht. Mit ein'm Sprung war'n wir allzwei auf 'n Füßen, und mit ein'm Schwung wirft er mich ihm über d' Schulter, wie der Metzger a tot' Kalbl, doch ich hab mich nit ruhig gehalten wie ein solch's, ich hab die Zäh'n übereinandergebissen und auf ihn losgedroschen, was ich kennen und mögen hab; es is mir ordentlich leicht g'schehen, ihm sein' Larven zu verschänden und zu zeichnen, ich wußt, mancher Griff muß ihm höllisch weh thun, aber er hat kein Fluch hören lassen, wo doch ich ihm mit halblauter Stimm alle Übelnamen zug'rufen hab, nur immer enger hat er mit zitternden Händen mich an

ihm h'rang'zogn und hinzug'drückt, während wir immer tiefer ins Buschwerk hineing'raten sein. Mir war mit zum Schreien noch zum Davonlaufen — Stimm und Fuß hätten mir versagt —, bald auch nimmer zum Dreinschlagen. 's Herz war mir zum Zerspringen und auf einmal sein mir die Arm wie abg'hackt, ich hab sie ihm übern Rücken herabbaumeln lassen, und der Kopf is mir schwer worden, ich hab ihn auf sein' Achsel g'legt, und noch weiß ich den dreifach verfluchten Fleck, wo ich ins Gras hinabg'glitten bin, matt wie a Sterbend's, das nur mehr halb von sich weiß, und zusammenzuckend wie a Kind, das in Fraisen liegt." Und diese Umwandlung, meint Liesel, hat kein andrer bewirkt, als der Teufel selbst, der sich unsichtbar ihrer bemächtigte. In diesem Glauben hat sie auf jedes eheliche Leben späterhin ganz verzichtet, die Leute haben sie eine Zeit lang gehänselt, dann aber in Ruhe gelassen. Auch diese Geschichte ist von einer andern umrahmt: die alte Lieselmahm erzählt sie ihrem Vetter, einem alten Schwachkopf, der doch schlau genug ist, sich gläubig zu stellen, um nicht ihr Erbe zu verscherzen.

Doch genug der Einzelheiten. Wie es unmöglich ist, den Duft der Blume zu beschreiben, wie man ihn nicht anders begreiflich machen kann, als indem man die Blume selbst bringt, so war es auch nicht möglich, die Eigenart dieser Dorfgeschichten anders als durch Proben zu veranschaulichen. Denn sieht man näher zu, so spricht Anzengruber in seiner kraftvollen Originalität aus jedem einzelnen Sage seiner Prosa. Mit Unrecht nennt er seine Erzählungen „Dorfgeschichten“; an diese Bezeichnung knüpft sich die Vorstellung tendenziösen Gegensatzes zur Stadt. Anzengruber hat aber eine Höhe der Anschauung erreicht, die bloß die ewige Menschennatur in Betracht zieht und dichterisch wieder spiegelt. Seine Erzählungen tragen nicht die geringsten Spuren modischer und darum flüchtig vorübergehender Werke, sie sind volkstümlich im besten Sinne und werden gewiß einst den unvergänglichen Schätzen unsrer Nationallitteratur angereicht werden.

